Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 4

Artikel: Vom künftigen Soldatentum : zum 1. August 1940
Autor: Ernst, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758154

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom künftigen Soldatentum

Zum 1. August 1940

Von Fritz Ernst

In höherm Sinn haftet die Ehre der Individuen und Generationen dafür, dass sie sich verantworten. Das kann nicht wohl geschehen ohne Berücksichtigung des Augenblicks, und dieser Augenblick trifft uns in wechselnder Verfassung: unsere Wege führen über Berg und Tal. Wir werden nicht behaupten, dass wir den diesjährigen Bundesfeiertag auf einer Höhe zubringen, deren wolkenlose Aussicht uns zu ungetrübtem Genuss ermunterte. Gemessen an den Bedingungen, unter denen der Ewige Bund entstanden oder vielmehr, wie Johannes von Müller lehrte, erneuert worden ist — gemessen ferner an den Bedingungen, unter denen der Bund sich betätigt und erhalten hat, fehlt heute seinem Dasein die selbstverständliche Gewissheit, die seine besten Zeiten bis herauf zu uns begleitete.

Das Selbstgefühl eines Staates bemisst sich nach der Erwartung, aus eigner Anstrengung im allgemeinen Kräftespiel seine Existenz zu behaupten. Das Weltdrama, dem wir beiwohnen, hat das hergebrachte Kräftespiel verändert. Den noch nicht abgeschlossenen Umsturz ermisst nur, wer einen Blick hat für den darin zum Ausdruck kommenden Kontrapunkt des politischen und sozialen Elements. Man muss diese Komplikation des europäischen Konflikts der unzulänglichen Beurteilung desselben, wo eine solche eingetreten ist, unstreitig zugute halten. Nichts aber wäre unrichtiger, als zu behaupten, der Schweiz habe die unmögliche Verewigung des Jahres 1919 vorgeschwebt — die Akten der Historie beweisen das Gegenteil. Richtig ist nur, dass die Schweiz, aus ihrer innersten Struktur, andere Wege als die eingeschlagenen mit andern Zielen als den erreichten

ersehnen musste — die Archive unseres Herzens würden darüber erschöpfend Auskunft geben. Das uns seit 1815, dank Pictet de Rochemonts genialer Intervention, verbriefte europäische Interesse, bleibt zwar an sich auch künftig fortbestehn. Die Wandlungen dieses Interesses aber können uns allerdings vor schwierige Probleme stellen: es gibt ein Schwergewicht der Dinge, das zu leugnen ebenso töricht als gewissenlos wäre. Die Lage, in der wir uns einzurichten haben, behindert unsere traditionelle Artikulation, verschiebt die Potentiale zu unsern Ungunsten in einem noch nicht dagewesenen Ausmass und stempelt einen Kampf, den wir nach des Schicksals Willen zu bestehen hätten, von vornherein zum Verzweiflungskampf. Man darf und muss dies mit der Schlichtheit aussprechen, die der Wahrheit zukommt. Es ist klar, dass die Eidgenossenschaft, innerhalb ihrer Würde, das Menschenmögliche vorkehren wird, den Eidgenossen den Verzweiflungskampf zu ersparen. Eine derartige Haltung bewahrt unter allen Umständen ihren Wert und Sinn. Entschlossenheit nach Innen gepaart mit unverbrüchlicher Loyalität nach Aussen stellen sich uns als altbewährte, nie ins Unrecht versetzte Richtlinien dar. Aber es muss ihnen da ein Weniger und dort ein Mehr zuhilfe kommen: ein Weniger an Donquichoterie, auch wenn sie uns noch so sehr zusagte — ein Mehr an Realismus, auch wenn er uns noch so sehr schmerzt. Getragen aber kann unsre Rechtlichkeit und Klugheit werden nur von einem grenzenlosen Opferwillen als unserer „ultima ratio".

Die Kraft dazu wird uns sicherlich nicht von kriegerischen Instinkten kommen. Wenn diese in uns abgeklungen sind, so rührt das bei weitem nicht allein von einer langen Friedensepoche her, die sich übrigens, infolge des Fremdendienstes, auf ein knappes Jahrhundert verkürzt, sondern ganz wesentlich von unsrer staatlichen Ideologie, die sich im Lauf der Zeiten zu einer Art Glaubensbekenntnis kristallisierte. Dasselbe wurde umso wärmer aufgenommen, als es Ersatz zu bieten schien für das ermattete kirchliche Bekenntnis: es war unsre Lösung des laizistischen Problems. Die Zukunft wird darüber noch zu befinden haben. Hier ist nur festzustellen, dass es ehrlich war, aus seinem Glauben, auf welcher Ebene immer, die volle Konsequenz zu ziehen. Man kann nicht, aus unbedingt verpflichtender Humanität, innerhalb und ausserhalb der Grenzen

das
laiz
fi-

zugleich vermitteln und versöhnen, pflegen und heilen, dazu aber, was des Kriegers Sache ist, Land und Ruhm erwerben wollen. Das Schweizervolk, wenn ich es recht verstehe, schätzt in der Tat und seit geraumer Zeit den Oelzweig höher als den Lorbeer. Ich glaube nicht, dass es dafür getadelt werden soll, wohl aber, dass es sich damit aufs Entscheidenste präjudiziert hat. Denn was wir unverzüglich werden müssen und auch können, ist nicht ein Volk von Kriegern, sondern von Soldaten. Man werfe nur nicht ein, das sei ja schon der Fall. Denn dieser Einwurf wäre unrichtig. Was wir besitzen, das sind gegen eine Million Soldaten und einige Millionen Bürger: es sollen aber alle Eidgenossen zu Soldaten werden. Diese Forderung stammt aus niemandes Neigung oder Interesse, sondern aus einer Erkenntnis, deren Zwangsläufigkeit, über die Konstellation des Augenblicks hinweg, unausweichlich scheint. Die Eidgenossenschaft muss von der allgemeinen Wehrfreudigkeit übergehen zum integralen Soldatentum.

Also Militarismus? Ich entgegne: warum nicht? Gewiss, das Wort und die Sache sind bei uns verfehmt. Aber wie viel andre ehrliche Dinge sind es ja nicht auch! Viele meinen in guten Treuen, mit dem vorgeschlagenen Lebensstil sei eine Gefährdung der Freiheit und des Beliebens verbunden oder gar beabsichtigt. Des Beliebens: ohne Zweifel — der Freiheit: keineswegs. Die das letztere annehmen, haben Freiheit und Anarchie nie säuberlich trennen, haben vor allem die moralischen Triebkräfte eines Heeres nie wirklich kennen lernen wollen. Das Heer ist aber allzusehr eine todernste Angelegenheit, als dass es die schöpferischen Kräfte, von denen es letztlich lebt, missachten sollte. Was man ihm vorwerfen könnte, wäre höchstens, dass es diese schöpferischen Kräfte vor konkrete Aufgaben stellt — und das ist ja nichts andres als die Freiheit in der Ordnung, d. h. die einzige bis jetzt entdeckte Freiheit von etwelcher Dauer. Man verkennt überhaupt, verleitet durch Beispiele, die mehr der Sache widersprechen als dass sie dieselbe zum Ausdruck brächten, den tief sozial-pädagogischen Charakter des echten Heeres. Nicht zufällig pflegen sich grosse Erzieher und grosse Offiziere zu begegnen. Pestalozzi kam schliesslich dahin, seine Schülerschaft zu organisieren als Schulkompagnie, die auf ihrer Fahne das Bild Winkelrieds vorantrug. Und Clause-

me.
dru
ec'

witz, der Yverdon besucht hat, hinterliess darüber ein philosophisches Fragment, das den Kern der Lehre traf — derselbe Clausewitz, der einmal, im selben Atemzug mit den Thermopylen, St. Jakob rühmte als Beispiel der „Wirkung eines energischen Enthusiasmus".

Die Entsprechung von Pestalozzi und Clausewitz, die Entsprechung aller echten Pädagogik und alles echten Militarismus beruht darauf, dass beide letztlich nicht Mehrung der Kenntnisse, sondern Steigerung der Fähigkeiten wollen. Zu diesem Zwecke steht dem Heer eine Situation zur Verfügung, die an Einfachheit und Eindeutigkeit nicht zu übertreffen ist. Die Aufgaben, die es dir stellt, sind erkennbar und erfüllbar, sofern du nur auf die schönste der Bedingungen eingehst: unbedingte Hingabe. Dieselbe wird erleichtert durch eine Institution, die nirgends planmässiger aufgebaut ist als im Heer, nämlich die Hierarchie. Die Demokratie als Lehre von der Gleichwertigkeit der Menschen im Hinblick auf ihre ewige Bestimmung entstammt einer spekulativen Religiosität, die Hierarchie als Lehre stufenmässiger Verpflichtung und Berechtigung einer realistischen Anthropologie. Vereinigen wir beides, indem wir Gott und dem Kaiser geben, was einem jeden und damit der Weltordnung zukommt! Schliesslich gedenken wir noch dieser schicksalsmässigen Berufung des Heeres, die ihm als höchstes inneres Ziel vorschwebt: das Gleichgewicht von Leib und Seele. Mögen uns auch noch so viele Heere beleidigen durch Deformation, so kann dies die Tatsache nicht umstossen, dass ihre Grundidee in der höchsten aller Formen durch Erzielung eben jenes Gleichgewichtes liegt. Jede Armee, die ihrem eigenen Sinn nachstrebt, verkörpert das Erziehungsideal der alten Perser, das nach Herodots Bericht nur diese Fächer zuliess: „mit dem Bogen schiessen und die Wahrheit reden".

Wir müssen jenen alten Persern ähnlich werden, und das wird schwer aber möglich sein. Wir sehen darin den sichersten, vielmehr den einzig gangbaren Weg, um der grössten Schande zu entgehen, die auf Erden unauslöschlich ist: schwächer zu sein, als man sein müsste. Uebrigens kennt das Leben nichts wirklich Untragbares. Schon dass wir es erleben, beweist seine Tragbarkeit. Innerhalb derselben erheben sich Bedenken verschiedenen Gewichts. Die berufsmässigen Negativi-

sten haben wir nicht zu fürchten, denn ihr Reich ist auf lange Zeit dahin. Anders verhält es sich mit den wirklich Schaffenden. Es gibt nichts Schmerzhafteres, als Eingriffe in produktive Tätigkeit. Aber man übertreibt oft und gern. Nicht alles, was dem Handwerker entzogen wird, geht dem Handwerk verloren — nicht alles, was dem Künstler entzogen wird, auch der Kunst. Erlebten wir nicht das Umgekehrte, dass nämlich die Mittel der Zivilisation vor Fülle ihr den Weg versperrten? Sahen wir nicht, dass ein unkluger Fleiss denselben schliesslich sinnlos machte? Mussten wir nicht zugeben, dass die eigenen Kreationen am Ende durch ihr Gewicht die Kreatur erdrückten? Versagen wir also unsre Tränen Dingen, die erst im Abendlichte glänzen und in der grellen Mittagssonne mehr Schönheitsfehler aufwiesen, als uns heute recht ist. Keine Bildung ohne gezügelten Rhythmus. Die Uniform der Pflicht wird uns nicht hindern, des Guten und des Schönen heilige Flamme zu hüten, bis diese hohen Güter eines Schutzes, der sie mehr als billig einschränkt, nicht mehr im selben Mass bedürfen.

Dies alles hingenommen, stellen wir uns auf einen letzten Standpunkt. Es gibt ein unbedingtes Bürgertum als Träger verantwortlicher Gestaltung des eignen Haushalts. In diesem Sinne ist ihm ewige Bestimmung zugesichert; in jedem andern Sinn ist es vergänglich. Seine Herrscherstellung im vergangenen Jahrhundert ist vorüber und unter gegenwärtigen Verhältnissen schwerlich wieder aufrichtbar. Das heisst nicht, dass es zu seiner Zeit geirrt, sondern im Gegenteil dass es sie wohl genutzt hat. Wir wollen nur die Opfer, die es unausweichlich in jedem Einzelnen und von der Gesamtheit forderte, nicht ungeschichtlich leugnen. Was es vermochte, vom Grossen bis zum Grössten, liegt vor unserm dankerfüllten Blick. Was es andern zu vermögen übrigliess, sei Angelegenheit unsres ehrgeizigen Herzens: wir werden uns wohl gedulden müssen. Denn vor dem nächsten Tagesanbruch wird vielleicht eine lange Nacht uns bannen. Es könnte eintreten, dass die aufgehende Morgensonne auf ein ungeheures Marignano niederschiene — um mich unverfänglich auszudrücken, mindestens ein Marignano der Kultur und der Oekonomie. Wer wollte da nicht dem Ruf der Stunde folgen, nicht die Verwundeten mit nach Hause tragen und die Fahne retten? Wer anders aber wäre in erster Linie dazu be-

bai
auf
fö

rufen, wenn nicht der Soldat? Und ist es unter solchen Umständen nicht natürlich, dass wir ihm geben, was wir immer haben und mehr: dass wir uns allesamt in ihn verwandeln?

Gewappnet sein heisst nicht verzweifeln. Der Schöpfung ewige Verführung soll uns nicht unempfindlich treffen. Des Lebens süsse Melodie begleitet die Geborenen durch Glück und Unglück bis zum letzten Atemzug. Selbst der den bittersten der Kelche trank, betete zuvor, er möge noch einmal an ihm vorübergehen. Wie dürfte sich der gleichen Regung schämen, wer ohne gleiche Hoheit des Gemüts nur eben tapfer ist? Dies letztere aber sei unser unbeugsamer Vorsatz. Es gibt kein höheres Dasein ohne Leidenschaft. Das weisse Kreuz im roten Feld will deinen ganzen Glauben und will all dein Blut. Wir werden von der Wiege bis zur Bahre der Eidgenossenschaft Soldaten oder überhaupt nicht sein!

Der Entschluss zum Letzten

Eine gewisse Bereitschaft zum Untergang ist nicht so sehr selten, selten aber sind die Männer, die, mit dem undurchdringlichen Panzer des Entschlusses gewappnet, willens sind, eine verlorene Schlacht bis zum Letzten auszukämpfen. Die Sehnsucht nach Frieden wird stärker, je mehr die Hoffnung abnimmt, bis sie zuletzt selbst den Willen zum Leben besiegt. Wer von uns hier hat nicht schon dieses Aller-Erregung-Müde-Sein, das Vergebliche des Bemühens, das heftige Verlangen nach Ruhe beobachtet, wenn nicht am eigenen Leibe erfahren? Solche, die mit unberechenbaren Gewalten zu kämpfen haben, kennen es wohl — die Schiffbrüchigen in Booten, die in der Wüste verlorenen Wanderer, alle, die sich gegen die vernunftlosen Naturmächte oder die blöde Roheit der Menge zur Welt setzen mussten. *(Joseph Conrad: „Lord Jim")*